

Phuong Duong

Nachwuchs mit grauen Haaren

Umberto Eco ist schuld. Als ich 18-jährig zum ersten Mal *Der Name der Rose* las, eröffnete sich mir eine charismatische Welt der Gelehrsamkeit, der Bibliotheken, Bücher und intertextuellen Deutungen. Mich faszinierte diese Welt derart, dass in mir der Wunsch entstand, eines Tages so zu werden wie der luzide William von Baskerville oder zumindest wie sein Schöpfer Eco – für mich damals ein Bild von einem Professor: smart, gebildet, eloquent, kosmopolitisch. Und so studierte ich Geisteswissenschaften mit diffusem Berufswunsch ›Professorin‹. Als ich mich Ende der 90er Jahre in Göttingen einschrieb, dachte ich, dass mein Hauptberuf für die nächsten Jahre nun darin läge, strebsam zu lernen, meinen Professoren auf den Geist zu gehen, alle paar Jahre zu streiken (als würden studentische Leistungen in der Öffentlichkeit so vermisst wie die Müllabfuhr) und mich trotz der hedonistischen Engagements, zu denen ein Studentencampus verpflichtet, pünktlich meine Hausarbeiten abzugeben. In den ersten Semestern fühlte sich das Studentenleben prall und spannend an. Ich tat hauptberuflich das, was ich am besten konnte und mir am meisten Freude bereitete, und dachte für mich: Jung zu sein und ein ganzes langes Gelehrtenleben vor sich zu haben ist irgendwie ein herrlicher Zustand. Damals dachte ich aber auch, dass die Lehr- und Wanderjahre eines Wissenschaftlers ausschließlich im Lesen, Verstehen, Denken und Schreiben bestünden. Ich dachte, dass Umberto Eco, Ralf Dahrendorf und Noam Chomsky ihre komplette Zeit zwischen Studium und Berufung in Bibliotheken sowie an ihrem Schreibtisch verbracht hätten, um hoch und hehr und gegen den Strich zu denken. Gremienarbeit? Gelder einwerben? Nie gehört. Klingt irgendwie unsexy.

Ich habe mir immer einen Beruf gewünscht, bei dem die Regeln der Halbwertszeit umgedreht sind. Als Programmiererin, Bauarbeiterin oder Primaballerina würde ich meinen Karriere-Zenit im zweiten Lebensjahrzehnt feiern, um danach schnell und stetig zum alten Eisen zu

gehören. So ist das nun einmal in Berufen, die sich auf kurzintervallige Branchentrends oder körperliche Leistungsfähigkeit stützen. Als Fußballnationalspielerin wäre ich mit meinen 34 Jahren vermutlich längst pensioniert. Anders in den Wissenschaften, wo man mit Mitte 30 noch als ›Nachwuchswissenschaftlerin‹ gilt. In Zeiten des Jugendwahns hat diese Bezeichnung schon etwas bizarr Schmeichelhaftes an sich, wenn man mit ersten grauen Haaren noch zum ›Nachwuchs‹ gerechnet wird. Ich frage mich, wie die Wissenschaftler vor 100 Jahren, als die durchschnittliche Lebenserwartung bei 46 Jahren lag, es geschafft haben, noch schnell zu ›erwachsenen‹ Wissenschaftlern zu werden, ohne bereits auf dem Weg dorthin zu sterben. Vor 100 Jahren habilitierte man sich aber auch schon mit 33¹, heute erst mit über 40 Jahren². Was bedeuten diese zehn Jahre Unterschied von früher zu heute? Heißt das, dass die Forschung früher anspruchsloser war?³

Als Promotionsstudentin der präbolognesischen Generation kann ich mir nicht vorstellen, wie ich studienordnungsgerecht die akademischen Rites de Passage hätte schneller durchlaufen können, ohne ein Nerd, Genie oder Plagiator zu sein. Ein durchschnittlicher Bildungsweg zumindest sieht heute so aus: Studium: fünf Jahre, Promotion: fünf Jahre, Habilitation: drei bis sechs Jahre. Das sind jedoch nur einzelne Eckpunkte in einer tatsächlich viel ausgedehnteren Phase, die unberechenbar verläuft und mit großen Anstrengungen und Risiken verbunden ist. Die Kasseler Studie *Wege zur Professur*⁴ von 2007 hat ergeben, dass die Qualifizierungsphase für Professoren, also die Zeit von der Promotion bis zur Berufung, über 13 Jahre andauert. Wenn ich also meine Dissertation dieses Jahr abgebe, bin ich noch 13 weitere Jahre ›Nachwuchswissenschaftlerin‹ und Ende 40, wenn ich es nicht mehr bin. Nähere Ausführungen zur hohen persönlichen Belastung, das Risiko der Kinderlosigkeit zugunsten der Karriere für Frauen und die hohe Wahrscheinlichkeit, am



Ende gar keine Berufung zu bekommen, spare ich an dieser Stelle aus. Es soll ja um die *Lehr- und Wanderjahre* gehen und nicht um die *Leiden* des jungen Wissenschaftlers. Aber trotzdem, mir schwant ein wenig: Professor werden ist ein Vabanquespiel. Wenigstens dies dürfte damals nicht anders gewesen sein, wenn Max Weber schon 1919 eine Professorenlaufbahn als reinen »Hazard«⁵ bezeichnete.

Aber unabhängig von den Risiken: Warum hält man sich in den Wissenschaften im Vergleich zu anderen Berufen nur so lange im Vorzimmer des Lebens auf, ehe man endlich zum Katheder gelangt? So wie im Supermarkt das Gütesiegel *Bio* den Preis in die Höhe treibt, scheint die Marke *Wissenschaft* im Beruf ein Garant dafür zu sein, dass jede Sprosse auf der Karriereleiter biografisch um zehn Jahre nach hinten geschoben wird. Damit wir uns recht verstehen: Die Bezeichnung »Nachwuchs« fühlt sich für eine 21-jährige Studentin noch richtig an, denn da hat die Jugend gegenüber Nachteilen wie Einfluss- und Statuslosigkeit noch die Vorzüge der Unbeschwertheit, der grenzenlosen Energie und unkonventionellen Möglichkeiten. Das Label »Nachwuchs« für Menschen, die auf die 40 zugehen, scheint mir hingegen eine nominelle Rechtfertigung dafür zu sein, Arbeitnehmern, die qua Qualifikation und Leistung vollwertig sind, nur halbwertig zu entlohnen und ihnen ein prekäres Postdoc-Nomadentum zuzumuten.

Natürlich ist mir auch die gegenläufige Argumentation bekannt. Sie lautet: Es braucht Zeit, um sich wissenschaftliche Kompetenz anzueignen. Auf dem Parnassus der Wissenschaften gilt die Währung des Wissens, der Erfahrung und eines lebenslang geknüpften Netzwerkes. Wissenschaft als Beruf bedeutet mehr als die Anwendung von Fachwissen. Als Wissenschaftlerin bewege ich mich an den Grenzen des Wissens und versuche mit den mir zustehenden Mitteln ein bisschen mehr Land vom dunklen Kontinent für die Welt des Verstehens zu erobern. Es braucht etliche Jahre, um die Regeln und das Wissen meines Fachgebietes zu verinnerlichen. Als Literaturwissenschaftlerin muss ich also in jahrelanger Lektürearbeit eine umfangreiche Datenbank aus Motiven, Stoffen, Geschichten und Denktraditionen in meinem Kopf anlegen. Die müssen nicht nur einzeln, sondern auch als Wissensnetzwerk in den unterschiedlichsten Kontexten abrufbereit sein, um komplexe Sinnzusammenhänge zu verstehen. Ich muss üben, wie man Material ordnet, und Erfahrungswissen sammeln, das meinem Denken Halt

und einer beliebigen Geschichte Bedeutung verleiht. Es geht also darum, in jahrelanger Arbeit meinen philologischen Instinkt zu schulen, um Exzellenz oder (für mich die Steigerung von Exzellenz) Eleganz zu erreichen. Und der Weg lässt sich anscheinend nicht so leicht abkürzen. In einer fernöstlichen Parabel beauftragt ein reicher Kaufmann einen Künstler, ein Bild für ihn anzufertigen. Dieser nimmt ein Blatt Papier und wirft mit einigen Strichen ein Bild darauf. Dafür verlangt er 100 Goldstücke. »100 Goldstücke! Für ein paar Sekunden Arbeit?«, fragt der Kaufmann entsetzt. Der Künstler antwortet darauf: »Nein, nicht ein paar Sekunden. Ein ganzes Leben.« Mein Wissen und meine Erfahrung sind also meine berufliche Mitgift, und im Alter nehmen diese Ressourcen zu. Das unterscheidet einen Wissenschaftler zum Beispiel von einem Berufssportler. Diese Parabel werde ich mir vorsorglich für meine Zeit auf dem Senioren-Olymp merken. So wie sich jede Frau im Alter den Spruch Oscar Wildes »I like men with a future and women with a past« auf der Zunge zergehen lassen kann. Aber jetzt ist es noch nicht so weit. Jetzt könnte ich ganz polemisch behaupten, dass das Heft-Thema »Alter in der Wissenschaft« mich noch gar nicht tangiert. Ich bin nicht alt. Ich bin noch nicht zur Wissenschaft zugelassen, weil ich noch dabei bin, mir das Eintrittsbillet zu erschreiben. Mit Mitte 30 habe ich also alles noch vor mir. Man könnte meinen, ich hätte dem Alter ein Schnippchen geschlagen. Vorsichtshalber habe ich mir dennoch eine persönliche Deadline gesetzt. Wenn ich mit 50 Jahren auf meinem Fachgebiet immer noch nicht dem Nachwuchs entwachsen sein sollte, ist Schluss mit den Wissenschaften. Dann werde ich Kochbuchautorin, was übrigens als Drohung an die Genusswelt gemeint ist.

1 A. Busch: *Die Geschichte des Privatdozenten – Eine soziologische Studie zur großbetrieblichen Entwicklung der deutschen Universitäten*. Stuttgart 1959. Nachdruck New York 1977, S. 107

2 Bundesbericht zur Förderung des Wissenschaftlichen Nachwuchses (BuWiN), S. 99. Download unter: www.buwin.de

3 S. Paletschek (»Verschärfte Risikopassage. Ein historischer Blick auf Nutzen und Nachteile der Privatdozentur«, in: *Forschung & Lehre* 11 [2004], S. 599) meint hier tatsächlich einen »verdeckten Wandel« vorzufinden, weil die Titel der verschiedenen Stufen der Hochschullehrerausbildung gleich geblieben sind, obwohl die wissenschaftlichen Anforderungen im Vergleich zu früher gestiegen seien, also etwa eine Magisterarbeit in den Geisteswissenschaften mindestens dem Niveau einer damaligen Promotion gleichkomme und eine heutige Promotion einer damaligen Habilitation. Paletschek dazu: »Die allmähliche Erhöhung der wissenschaftlichen Qualifikationsanforderungen führte dazu, daß sich eine Qualifikationsstufe mehr eingeschlichen hat, ohne daß sie reflektiert wird.«

4 K. Janson, H. Schomburg und U. Teichler: *Wege zur Professur – Qualifizierung und Beschäftigung an Hochschulen in Deutschland und den USA*. Münster u. a. 2007

5 Max Weber: *Wissenschaft als Beruf* [1919], hg. und eingeleitet von K. H. Fischer. Schutterwald/Baden 1994, S. 17